

Eva Schörkhuber: Augensplitter

Ich glaube, dass es begonnen hat, als ich sie zum ersten Mal gesehen habe. An den Donauufeln bin ich gesessen und habe meinen Blick in den grün-braunen Strom getaucht bis er auf Grund gestoßen ist. Dort hat er sich verschlossen wie eine Muschel um ihre Perle. Mit leeren Augenhöhlen bin ich am Ufer gesessen, als ich ihren Blick gespürt habe: Wie zwei Stecknadeln haben sich ihre Augen in meine Wangen gebohrt. Dort sind sie stecken geblieben und haben sich ausgeruht. Meine Wangen aber sind heiß geworden, heiß von dem Blick, heiß von dem Stich. Sie waren es, die sie zuerst gesehen haben. Bis meine Augen zum ersten Mal mit ihr in Berührung gekommen sind, sind Wochen vergangen, obwohl ich jeden Tag ans Ufer gegangen bin. Meine Augen haben sich auf dem Weg dorthin immer verloren, verfangen haben sie sich in den Baumwipfeln wie Flugdrachen. Eines Tages aber ist es mir gelungen, mit meinen Augen im Schlepptau ans Ufer zu gelangen. Ich habe mich hingesetzt, meinen Blick auf meine Hände geheftet und auf sie gewartet. Ihre kleinen Schritte habe ich gehört, das Rascheln im Ufergras, den schnellen, pfeifenden Atem. Von den Händen habe ich meinen Blick gelöst und ihn langsam in ihre Richtung gelenkt. Sanft und undurchsichtig wie ein Nebelschleier hat sie mein Blick umfasst, er hat sich tröpfchenweise auf die dunkelbraunen Haare gelegt, bevor meine Augen begonnen haben, den schmalen, zarten Körper zu lieblosen. Ihrem Blick jedoch hat der meinige nicht standhalten können. Er ist der kalten Klarheit ihrer schwarzen Augen ausgewichen und auf die rosa schimmernde Spitze ihrer Nase geflohen. Von dort aus hat er sich umgesehen und auf den langen, drahtigen Barthaaren eine Harfenmelodie gespielt.

Als ich an diesem Abend zurückgegangen bin in die Stadt, hat sich mein Blick kaum lösen wollen. Er hat sich festgesogen an meinen Augäpfeln als gälte es, dem Sog eines gewaltigen Mahlstroms zu entkommen. So bin ich halbblind meines Weges gegangen und habe nicht nur Schlaglöcher und Laternenpfähle übersehen, sondern auch Max, der sich mir wütend in den Weg gestellt hat. Ob ich ihn denn nicht mehr kennen würde, nicht mehr kennen wolle, wollte er wissen. Etwas betreten habe ich mich entschuldigt und irgendetwas von Augentropfen gemurmelt. Max hat sich schnell beruhigt. Wichtiger als meine Augentropfen sind ihm die Neuigkeiten gewesen. Ob ich es schon gehört habe. Sie seien nun auch in die inneren Stadtbezirke vorgedrungen. Panik sei ausgebrochen. Alle, die aus den äußeren Bezirken in die inneren geflohen seien, müssten nun weiterziehen, vielleicht über die Donau, vielleicht auch in eine andere Stadt oder in ein anderes Land. Während Max sie mir erzählt hat, diese Neuigkeiten, die ich, ehrlich gesagt, auch damals nicht für Neuigkeiten gehalten habe, haben meine Augäpfel zu schmerzen begonnen. Mein saugender Blick hat ihnen den letzten Atem geraubt. Ich habe befürchtet, dass sie verwelken, dass sie verfaulen werden und habe mich schnell verabschiedet. Die Blicktentakel haben sich erst wieder gelöst als ein anderer Blick auf mich gefallen ist. Teerschwer ist er auf meinen Kopf geklatscht und tranigzäh über mein Gesicht geronnen. „Dich hab’ ich schon lang im Aug’. Wart’ du nur, bald gehört uns auch dieser Bezirk. Dann wirst du Augen machen ...“, krächzte es zwei Stockwerke über mir. Wenigstens hat mein Blick sich wieder gelöst und meine Augäpfel haben frischen Atem schöpfen können. Doch bin ich das Gefühl nicht losgeworden, dass der Blick, der auf mich gefallen ist, an mir haften geblieben ist wie Pech. Auch als ich meine kleine Kammer betreten habe, war mir, als rinne er noch immer teerschwer und tranigzäh über meinen Kopf und mein Gesicht. Ich habe mich gewaschen und

gekämmt, den Blick aber bin ich nicht losgeworden. Schließlich habe ich mich damit getröstet, dass auch ihre Augen pechschwarz sind und bin eingeschlafen.

Am nächsten Tag ist mir, als ich ins Bad gegangen bin, mein Spiegelbild abhanden gekommen. Ich kann natürlich nicht sagen, wer an diesem Morgen blind gewesen ist, der Spiegel oder ich. Tatsache ist, dass ich vor dem Spiegel gestanden bin und nichts gesehen habe. Über dem Glas ist ein Nebelschleier gelegen, der dicht genug war, um mich im Spiegel zu verdecken. Ich weiß auch nicht, ob ich an diesem Morgen überhaupt im Spiegel war. Vielleicht ist der Nebelschleier selbst auch nur die Spiegelung meines Augenschleiers gewesen. Ich weiß es nicht. Jedenfalls hat sich der Schleier vor dem Spiegel erst gegen Mittag wieder verzogen. Im Spiegel ist ein Bild gehangen, das mir seltsam erschienen ist, seltsam und fremd. Mein Gesicht war glatt, zu glatt dafür, dass ich mich schon drei Tage lang nicht mehr rasiert habe. Die Augen haben sich tief in ihre Höhlen zurück gezogen und das Kinn hat sich zugespitzt. Vielleicht aber ist das alles nur Täuschung gewesen und einfach darauf zurückzuführen, dass mein Nervenkostüm in letzter Zeit etwas schütter geworden ist. Um mich zu entspannen habe ich Badewasser eingelassen, etwas Salz in die Wanne gestreut und mich entkleidet. Am Tag zuvor musste ich mir die linke Schulter verrenkt haben. Ich hatte erhebliche Schwierigkeiten, mit beiden Händen gleichzeitig an den Hosenbeinen zu ziehen. Der linke Arm schien verkürzt zu sein. Auch fühlte sich das linke Schlüsselbein so klobig und knorrig an wie eine alte Wurzel. „Eine Verstauchung, wahrscheinlich“, dachte ich mir und zog mir das Hemd über den Kopf. Ich muss sagen, dass ich wirklich erstaunt gewesen bin als ich meine nackte glatte Brust gesehen habe. Kein einziges Haar war zu sehen, wo ich doch immer stolz gewesen bin auf meinen weichen, schwarzen Torso-Teppich. Vielleicht liegt auch das an der Luftverschmutzung, an der stetigen Erwärmung des Klimas, habe ich mir gesagt. Vielleicht hat sie nun unwiderruflich eingesetzt und die Evolution reagiert auf ihre Weise darauf. Als ich in die Wanne gestiegen bin und das heiße Badewasser meine Knöchel umspült hat, habe ich mir vorgestellt, wie der grauschwarze Rauch aus den Schloten, der blaugraue Rauch aus den Vergasern mir die Haare aus dem Gesicht und vom Körper frisst. Graublauschwarze Zungen, die rau und rauchig an mir lecken, mir die Haare vom Körper lecken. Das hat mich erregt. Die Wärme des Wassers hat sich in meinen Schoß gespült. Aus dem Schoß hat es aus mir heraus pulsiert und wie eine Seerose ist die zähe, klebrige Milch auf dem salzig trüben Wasser geschwommen.

Auf dem Weg ans Donauufer bin ich einen kleinen Umweg gegangen, um jenes Haus zu meiden, aus dem am Tag zuvor der Blick so teerschwer und tranigzäh auf mich gefallen ist. Ich habe also die andere Straße genommen, jene, die einen kleinen Bogen hin zur Unterführung an die Donaulände macht. Ich nenne diese Straße „Mondgasse“, ihrer Krümmung wegen und auch wegen der Kälte, die ich in ihr verspüre. Die Häuser sind dunkel und die Fassaden angeschlagen. Vor den Fenstern hängen schwere Filzvorhänge und aus den Souterrains dringt eine feuchte Kälte, die sich wie ein fauler Atem auf das aufgerissene Straßenpflaster legt. Ich weiß nicht, wie lange diese Straße schon von der Fäulnis befallen ist, die sich immer tiefer in die Stadt zu fressen begonnen hat. An den Rändern hat es angefangen, aus den Kanalgittern und den Mauerritzen ist er gekrochen, der alte Geist. Der Staub, der sich jahrzehntelang in den Mänteln und Hosen, in den Jacken und Kappen gesammelt hat, hat sich verdichtet zu einer zähen, schlammigen Masse, die auf die Gehwege und Straßen quillt wie Morast. Das Schlimmste aber ist die Angst, die sich breit macht, die die Köpfe kahl werden

lässt und die Blicke bohrend. Diese Angst habe ich gerochen, als ich an diesem Tag durch die „Mondgasse“ gegangen bin. Mein Blick ist behände die angeschlagenen Fassaden hochgeklettert. Wie mit Stecknadeln hat er Löcher in die schweren Filzvorhänge gestanzt. Aus diesen Löchern ist der Geruch nach Angst, nach kaltem Schweiß zu mir auf die Straße gedrungen. Ich habe ihn aufgesogen, diesen Geruch, der sich in den dunklen Wohnungen hinter den Vorhängen angestaut hat. Bis in die Stirn hinauf ist er gekrochen, gegen meine Schläfen hat er gepocht und aus meinen Poren ist der Angstschweiß getreten. Plötzlich hat mich ein Schwindel, eine Fallsucht ergriffen. Mit ihren feucht-kalten Zungen haben mich die Souterrains in ihre Tiefen gelockt wie in einen verheißungsvollen Schlund, der mich ruhen, ruhen und vergessen lässt. Nur meine Blicke haben sich dagegen gestemmt, gegen den Fall. Doch auf dem pockennarbigem Asphalt sind sie zerschellt. Meine Blicke, sie haben mich nicht retten können. Ein, zwei Schritt bin ich noch entfernt gewesen von dem Schlund, in den es mich gezogen hat, dem Souterrain, in das mich der Geruch der Angst getrieben hat, in das er mich hineingetrieben hätte, wenn ich nicht ihren Blick gespürt hätte, ihren Blick, wie er sich in meine Wange bohrt. Meine Wange ist heiß geworden, von dem Blick, von dem Stich, wie bei unserer ersten Begegnung und der Wunsch, sie wieder zu sehen, hat sich wie ein kühles Tuch auf meine angstschweißnasse Stirn gelegt. So bin ich doch noch an das Donauufer gelangt. Sie zu sehen hat mich über den Anblick des trüben, schlammigen Donauwassers hinweggetröstet.

Am nächsten Tag habe ich schon in aller Früh meine Kammer verlassen. Bevor ich mich aufmachen konnte an das Donauufer, musste ich einige Besorgungen machen. In der Morgendämmerung lag der Platz ruhig und friedlich vor mir. Meine Augen haben tief durchgeatmet. Hell und klar ist mein Blick gewesen und so ist es mir auch seltsam erschienen, wie die Greißlerin ihren Blick an mich geheftet hat. Als ich den Laden betreten habe, in dem ich einmal im Monat meinen Vorrat an Bindfäden, Kerzen und Schuhwachs kaufe, ist ihr Blick aufgefliegen und hat sich an mich gehängt. Nicht bohrend, nicht fragend, sondern so, als wollte sie in meinem Gesicht etwas aufspüren, als stünde in meinem Gesicht etwas in Blindenschrift geschrieben, das sie mit ihren Blicken ertasten wollte.

Nach dem Mittagessen habe ich mich aufgemacht an das Donauufer. Noch bevor ich das Ufer erreicht habe, hat mich der erste Blick getroffen. Er hat sich in meinen Rücken gebohrt. Meine Augen sind hochgeschnellt, ich habe mich umgedreht um herauszufinden, aus welcher Richtung er gekommen ist. Die Gruppe mit den Hunden ist nicht zu übersehen gewesen. In einer Seitenstraße hat sie sich postiert, lautstark. Mein Blick ist über ihre kahlen Schädel geflogen und über die kalten Schnauzen ihrer Doggen. Ihre Blicke sind auf mich nieder gehagelt wie Splitterbomben. Sie haben sich in meinen Kopf, in meine Brust, in meine Beine gebohrt. Los gelaufen bin ich Richtung Ufer. Sie sind mir nicht gefolgt und ich konnte wieder Atem schöpfen. Meine Augen sind unruhig gewesen. Sie sind über das Ufergras gehuscht, über das trübe, schlammig-braune Wasser gewandert und haben das Uferpflaster abgeklopft. Sie ist an diesem Tag nicht gekommen. Ich habe das erst begriffen, als die Abenddämmerung eingesetzt hat und meine Augen sich erschöpft in ihre Höhlen zurückgezogen haben. An diesem Abend sind meine Augen ausgelaufen. Wie ein Schiff sind sie hinaus gesegelt in die schwere Abendluft, dem Großen Bären entgegen.

Aufgewacht bin ich, als ich ihre Schritte gehört habe. Es sind keine raschelnden Schritte gewesen. Die Sohlen der schweren Stiefel haben das Ufergras zermalmt, die fetten Pfoten der Hunde haben es durchpflügt. Ich habe mich aufgerichtet. In meine leeren Augenhöhlen haben die Sterne ihre Schatten geworfen. So bin ich am Donauufer gesessen, reglos, und habe auf sie gewartet. Ich habe darauf gewartet, dass sie mich mit ihren Splitterblicken durchbohren, dass sie mich zermalmen wie das Ufergras. Näher sind sie gekommen, immer näher. Ihre Hunde haben schon zu knurren begonnen und da, plötzlich, habe ich gespürt, wie meine Beine anschwellen. Der Stoff meiner Hose hat zu spannen, zu ächzen begonnen, immer breiter, immer stärker sind meine Beine geworden. Die Nähte an den Seiten meiner Hose sind aufgeplatzt, mein Knie hat den Stoff aufgerissen. Die Hunde haben geknurr, gebellt. Und dann, dann haben sie plötzlich zu winseln begonnen. Gehört habe ich, wie sie sich winselnd und jaulend von mir zurückgezogen haben. Da ist etwas aus mir gefahren. Ein Körper-, ein Kraftschwall, der aus mir herausgebrochen ist. Meine Arme haben die Luft zur Seite geschoben. Meine Beine haben den Fluss ausufernd lassen. Mein Kopf hat sich in den Himmel gebohrt. Einen Augenblick lang bin ich das Auge des tosenden Orkans gewesen. Dann habe ich mich auf meine vier Beine gestellt und gebrüllt, gebrüllt habe ich eine Sprache, die sie fürchten, eine Sprache, die sie nicht kennen.

Wälder sind über die Stadt gewachsen, dichte Wälder. Manchmal spüre ich noch etwas Licht. Es fällt durch die Baumkronen auf die Stille, die sich hier ausgebreitet hat wie ein altes, behäbiges Frettchen. Bevor auch mich dieser Kragen des Schweigens unter sich begraben wird, lege ich mein Zeugnis ab in dieser Sprache, die sie nicht verstanden haben, die sie nie verstehen werden. Ich brülle noch einmal aus den Tiefen des Waldes, auf die moosbedeckten Ruinen der Stadt speie ich die Wortfetzen, die mir zwischen den Zähnen hängengeblieben sind. Meine Zähne sind kräftig.

Eva Schörkhuber hat Germanistik in Wien studiert. Neben Unterrichtstätigkeiten in Oran und Algier ist sie Herausgeberin, Lektorin, Dramaturgin, Autorin und Lehrbeauftragte. Sie ist außerdem bei textfeld südost tätig – die literarische Plattform organisiert u.a. die Wiener Soundspaziergänge sowie das Literaturfestival „Sommerloch“. Sie arbeitet an einer Dissertation über den Archivbegriff in der mitteleuropäischen Literatur.